

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

12. (2. öffentl.) Versammlung

kennt, dass das Junge zum Auskriechen reif ist; wie das zu der Klasse der Säugetiere gehörige Schnabeltier nicht lebendige Junge, sondern ein Ei zur Welt bringt; wie die Farbe gewisser Schmetterlinge und Käfer der Grundfarbe ihrer gewöhnlichsten Sitzstellen (Baumrinde pp.) oft in dem Grade gleicht, dass die Verfolger (Vögel) sie wegen dieser „Schutzfärbung“ schwerer auffinden. Die gesamte Bienenwirtschaft in allen ihren Beziehungen ist in Originalstücken, Modellen und Bildern dargestellt; die Verwandlung des Maikäfers in allen ihren Stadien; die Thätigkeit der Ameisen u. A. in einem natürlichen, aus dem Walde herbeigeschafften Ameisenhaufen mit lebenden Tieren gezeigt; Termitenbauten und vieles andere biologisch Interessante. Um das Spiel der Schillerfarben in ihren Veränderungen je nach dem Lichtreflex zu zeigen, sind kleine von einem Uhrwerk gedrehte Scheibentische vor einigen Fenstern angebracht, auf welchen besonders geeignete Schmetterlinge und Käfer liegen; eine Reihe von Momentbildern veranschaulicht die Veränderung der Flügelstellung beim Fliegen der Vögel; überall findet man so neben den Tieren selbst neue Anregung zur Aufmerksamkeit auf dieselben.

Auch die vorzügliche Einrichtung der Schränke und sonstiger Behälter, bis auf die nach vielfachen optischen Erwägungen als die zweckmässigste gewählte matt graugelbe Hintergrundfarbe lässt die eingehende Fürsorge des bewährten Leiters dieser Sammlungen für vollkommene Erfüllung der Aufgaben der Anstalt erkennen; nicht minder die vielen ausgehängten Verbreitungs-Karten, die, in Verbindung mit den Randfarben der einzelnen Signaturen über das Vorkommen der Tiere belehren, während auf den Signaturen selbst besondere Merkmale und Lebensweisen der Tiere angegeben sind.

Die Besichtigung, die sich auch auf die Studien-Sammlung in den oberen Sälen erstreckte, hatte gegen 2 Stunden in Anspruch genommen und doch konnte alles nur flüchtig begangen werden.

Mit innigstem Dank an Herrn Geh.-R. Möbius schloss der Vorsitzende die Versammlung. Buchholz.

12. (2. öffentl.) Versammlung

Sonnabend, den 30. November 1895, abends 7^{1/2} Uhr

im grossen Sitzungssaale des
Brandenburgischen Ständehauses Matthäikirchstrasse 20/21.

1. Der Vorsitzende Geheimrat Friedel gedenkt des kürzlich erfolgten Todes des Gesellschafts-Archivars, Rechnungsrevisors und Hauptmanns d. R. Podratz.

2. Der Vorsitzende überreicht den Bericht der Central-Kommission für Wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland über die zwei Geschäftsjahre von Ostern 1893 bis Ostern 1895 auf dem XI. Deutschen Geographentag in Bremen 1895 von Professor Dr. Albrecht Penck in Wien.

Mit Rücksicht auf die engen Beziehungen der Gesellschaften und Vereine für Heimatkunde, welche sich als dienende Glieder der Central-Kommission und eines allgemeinen Vereins für Deutsche Landeskunde betrachten, teilen wir folgende Einzelheiten aus dem Geschäftsbericht mit.

Bereits 1891 auf dem IX. Geographentag in Wien hat die Central-Kommission das angeregt, was nach ihrer Ansicht die beste Förderung ihrer Aufgaben ermöglicht, nämlich die Begründung eines Vereins für deutsche Landeskunde. Infolge eines dort gefassten Beschlusses hat die Kommission Statuten eines solchen Vereins ausgearbeitet und gelegentlich des X. Geographentages in Stuttgart 1893 eingeladen, sich demselben anzuschließen. Der lebhafteste Anklang, welchen der Plan bei beiden Geographentagen fand, vergewisserte ebenso wie manche briefliche Zustimmung darüber, dass der Gedanke ein richtiger ist, die Erforscher des deutschen Landes mit den Freunden der Forschung durch ein festes Band zu einen. Aber die Zahl der Anmeldungen genügte in Stuttgart nicht, um den Verein sofort zu sichern. Auch liess sich daselbst keine gemeinschaftliche Beratung des Planes durch den Central-Ausschuss des Geographentages und die Kommission bewerkstelligen; die Central-Kommission aber konnte nicht allein die Begründung des Vereins übernehmen. Seither hat die Sache geruht, ohne dass der Plan seitens der Kommission aufgegeben worden wäre. Vielmehr bringt ihn die Kommission dem Geographentag erneut in Erinnerung und erhofft von demselben thatkräftige Förderung eines Unternehmens, über dessen Notwendigkeit kein Zweifel besteht.

Während der verflossenen beiden Geschäftsjahre hat sich die Central-Kommission darauf beschränkt, ihre früher begonnenen Arbeiten zu fördern, Interesse für die deutsche Landeskunde zu erwecken und das erwachte zu pflegen. Entsprechend der ihr vom Stuttgarter Geographentag gegebenen Ermächtigung der Zuwahl hat sie zunächst die Lücken geschlossen, welche in ihrer Mitte durch Austritte entstanden waren. Sie gewann Herrn Prof. Dr. Nordhoff in Münster (Westfalen), als Obmann für die westfälischen Lande, Herrn Dr. Pahde in Krefeld, als Obmann für die Rheinlande, sodass nunmehr alle deutschen Gaue in ihr wiederum Vertreter haben.

Fortgesetzt wurde die Herausgabe der Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde in opferwilligster Weise durch ihr Mitglied Herrn Prof. Dr. Kirchhoff in Halle.

Mit Genugthuung blickt die Central-Kommission auf die vielfältige Anerkennung der Forschungen. In Frankreich wurden sie als Muster landeskundlicher Arbeiten bezeichnet. Sie dienen der National Geographical Society

in Washington als Vorbild bei Herausgabe ähnlicher Arbeiten. Auch in Deutschland sind sie häufig ebenso anerkennend, wie empfehend besprochen worden. Aber an der klingenden Anerkennung fehlt es immer noch. Ihr Absatz bewegt sich in beschämend engen Grenzen. Damit ist die Ursache ihres mehrfach beklagten hohen Preises dargelegt. Die Forschungen müssen sich selbst erhalten, die Central-Kommission kann keine Zuschüsse leisten; Bemühungen von Seiten der Regierungen und grosser Gesellschaften, Unterstützungen zu erlangen, sind gescheitert. Möchte man darum das als nützlich anerkannte Unternehmen durch Bezug fördern. Möchten die zahlreichen geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Vereine Deutschlands die Forschungen für ihre Bibliotheken erwerben, in die sie gehören, möchten sie in den häuslichen Büchereien aller Freunde deutschen Landes und Volkes den ihnen gebührenden Platz finden. Tritt aber erst ihr Absatz aus seinen bisherigen bescheidenen Grenzen, so wird es auch möglich werden, ihren Preis entsprechend herabzusetzen.

Die Central-Kommission verfügt noch immer nicht über eine regelmässige Einnahme. Früher wesentlich gefördert durch die ihr teilweise zugewiesenen Überschüsse einzelner Geographentage, hat sie diese Quelle seit dem Hamburger Geographentag leider versiegen sehen. Eine jährlich wiederholte Zuwendung von 500 Mark durch das Kgl. Preussische Kultus-Ministerium hat seither ihre Haupteinnahme gebildet. Dazu gesellte der Naturwissenschaftliche Verein zu Krefeld bei Beginn dieses Jahres eine Spende von 100 Mark.

In erfreulicher Weise werden die Aufgaben, welche sich die Central-Kommission für Deutschland allein setzte, auch in anderen Ländern aufgenommen und von anderen Wissenschaften gepflegt. Darin liegt für dieselbe eine von ihr selbst freudig empfundene Anerkennung der Richtigkeit ihrer Ziele.

Mit Stolz sieht sie in der Schweiz, in den Niederlanden, in Ungarn und nun auch in Österreich ihre bibliographischen Aufgaben gefördert, ihre Forschungen im fernen Amerika als Vorbild dienen. Es erfüllt sie auch mit Genugthuung, dass das, was sie für ihre Aufgaben als das zweckmässigste hingestellt hat, in anderen Ländern zur Ausführung gelangt. Sie begrüsst daher mit aufrichtiger Sympathie die im letzten Winter erfolgte Begründung eines Vereins für österreichische Volkskunde in Wien. Von thatkräftigen Händen getragen, wird dieser Verein wenigstens einen Teil dessen für Österreich leisten, was der Verein für deutsche Landeskunde für Alldeutschland zu thun bestimmt ist. Möchte aber das Land, welches der Ausgang aller dieser Bewegungen war, nicht zurückbleiben. Möchten die Leistungen unserer Kommission nicht bloß akademisch, sondern auch thatkräftig gewürdigt werden. Möchte der Verein für deutsche Landeskunde verwirklicht werden können.

Diesem Wunsche schliesst sich die Brandenburgia als Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg gern und von ganzem Herzen an.

3. Der 2. Vorsitzende E. Friedel macht folgende neue Mitteilungen über Erinnerungs-Tücher.

Über Tücher, welche infolge ihrer Einwebungen, ihrer Bedruckung oder ihrer Bestickung beziehentlich sonstigen Ausstattung allerhand

kulturgeschichtliche Beziehungen aufweisen, habe ich bereits zweimal, in der Sitzung vom 23. Januar und vom 27. März 1895, gesprochen und auf die landes- bzw. heimatkundlichen Beziehungen dieser Produkte der Textil-Industrie hingewiesen.

Infolge meiner wiederholten Bitte, solche Tücher, gleichzeitig im Interesse der „Brandenburgia“, dem Märkischen Museum zuzuwenden oder doch wenigstens Hinweise auf dergleichen Vorkommnisse zu sammeln und mitzuteilen, bin ich heute in der angenehmen Lage, Ihnen eine neue Reihe von Erinnerungs-Tüchern vorzuführen*). Fräulein Elisabeth Lemke hat sich der Angelegenheit mit gewohntem dankenswertem Eifer angenommen und uns vier neue Erinnerungstücher zugewendet.

Zunächst hat der Haupt-Vortragende des heutigen Abends Herr Divisions-Pfarrer Schild, Schriftführer des Altertums-Vereins zu Torgau eine Druckform, Platte oder Model, aus hartem Holz 45 cm lang, ca. 20 cm breit freundlichst mitgebracht, welche, wie in Heft VII. S. 48 der „Veröffentlichungen“ des genannten Vereins gesagt ist, der Färbermeister Gerhardt in Torgau aufgefunden und an den Verein abgegeben hat. Dass diese Druckform mit der Überschrift „Torgau“ eine Ansicht der alten Veste darstellend aus der Zeit von 1600 bis 1650 stammt, lässt sich u. A. aus der Bauart der überdeckten Elb-Brücke ersehen, über deren Geschichte wir genaue Daten haben.

Wie die in das Massiv der Platte eingeschnittenen Griffe zeigen, konnte mit derselben aus der Hand gedruckt werden. Doch liess sich der Druck durch einen an der Zimmer-Decke angebrachten Hebel mit Knievorrichtung unzweifelhaft verstärken, gerade wie unsere Mitglieder dies in der Druckerei der Linoleum-Fabrik zu Rixdorf am 22. August d. J. (vgl. Monatsblatt S. 161) beim Bedrucken von Decken, Teppichen u. dgl. mit angesehen haben. Herr Schild hat die Güte gehabt, mittels dieser Form Abdrücke in Druckerschwärze auf Leinwand in der Druckerei des Kreisblatts zu Torgau anfertigen zu lassen, von denen ich ein Exemplar vorlege, welches im Märk. Museum unter B. VI. 11 857 eingetragen ist.

Herr R. Forrer schrieb mir am 21. d. M. aus Strassburg i. E., . . . die Vervielfältigung mit dieser Model sei in Wachsdruck hergestellt gewesen, wobei der Grund blau, die Zeichnung weiss war.

*) Hierbei sei bemerkt, dass die Kunsttafel, welche dem Mai-Heft (Nr. 1 des Jahrgangs IV. 1895/96) beigegeben ist, das Erinnerungstuch auf den Frieden von Sistov (Czistowe), 4. April 1791, betrifft, welches Herr Schriftsteller R. Forrer zu Strassburg i. E. entdeckt hat, und welches ich im Jahrgang III. 1894/95 auf S. 305 ausführlich beschrieben habe. Es gehört also eigentlich noch in jenen Jahrgang und lässt sich erwünschten Falls dort mit Leichtigkeit einkleben. Herr Forrer hat die Güte gehabt, die Hälfte der Herstellungskosten dieses Kunstblatts zu übernehmen, wofür die „Brandenburgia“ ihm besondern Dank schuldet.

Uralte Druckformen dieser Art mit Abbildungen und erklärendem Text für Seiden- und Baumwollen-Stoff sind mir aus Japan, noch mehr aus China bekannt. Sie werden aber übertroffen durch Druckformen mit Abbildungen nebst zugehöriger hieratischer und demotischer Schrift in Alt-Aegypten, die sich als Einwickelungs-Material der Mumien erhalten haben.

Herr R. Forrer in seinem Aufsatz „Über meine Zeugdrucke“ in der Antiquitäten-Zeitschrift, Strassburg, den 26. Sept. 1893 S. 19, sagt: „Aber die Sammlung führt uns noch weiter zurück, bis in die byzantinische Zeit hinein. Von Arles [in Frankreich] besitze ich aus einem Grabe des VI. Jahrhunderts einen gemusterten Zeugdruck, von Achmim-Panopolis [in Aegypten, ca. 3. Jahrh. n. Chr.] endlich, der in diesen Blättern schon mehrfach erwähnten stoffreichen Totenstadt, ein zweifarbig bedrucktes Gewebe, dessen Zier mit mehreren verschiedenen Modeln zusammen komponiert ist. Und von derselben Provenienz habe ich auch das Druckgeräthe des Zeugdruckers: Ein Original-Holzmodell mit Ornament zur Herstellung byzantinischer Zeugdrucke!“

Soweit Herr Forrer. Ich zweifle nicht, dass auch die alten Griechen und Römer dergl. Holzmodeln zum Zeug-Beducken gehabt haben, indessen hat der Zahn der Zeit sie wie das meiste „klassische“ Holzgerät vernichtet, während die ausnehmend trockene Luft Aegyptens die Erhaltung von allerhand Holzgerät ganz vorzüglich begünstigt hat. Indessen haben sich von den eigentlich klassischen Völkern, ausser den Stempeln und den Siegeln der Fingerringe und Petschafte, auch eigentliche Druckformen für Zeug, Thonwaare u. dgl. ausgebrannten Thon oder in Stein bezw. Metall graviert, erhalten. Auf den altrömischen Druckformen befinden sich Stempel, Figuren und Buchstaben, zum teil sogar bewegliche Lettern, und sind dieselben aus den verschiedensten Teilen des eigentlichen römischen Reichs wie der Provinzen und Tributärstaaten bekannt. Die Inschriften- und Zahlen-Druckformen sind wie soeben angedeutet, mitunter aus beweglichen Lettern hergestellt, wie man daraus erkennt, dass bei sonst ganz gleichen, also aus denselben Händen hervorgegangenem Fabrikat der Stempel kleine Varianten aufweist. Manchmal sind in der Eile einzelne Buchstaben auf den Kopf gestellt, Rechtschreibungsfehler und im eigentlichsten Sinne „Druckfehler“ vorhanden u. dgl. Versehen mehr. Hiernach lag bei den alten klassischen Völkern die Erfindung der Bild- und Buchdruckerei sehr nahe und man wundert sich mit Recht, warum dieselben nicht hierzu fortgeschritten sind. Wahrscheinlich liegt die Antwort darin, dass die Arbeit der Sklaven bequem und billig war und dass die Vervielfältigung von Schriftwerken durch Sklavenhände viele Jahrhunderte hindurch um so mehr genügte, als die Sklaverei auch in den christlichen Staten bis ins Mittelalter hinein noch fort-

dauerte. In der Zeit des ärgsten Verfalls im Mittelalter sind nun jene klassischen Keime zu der weltbewegenden Erfindung des Bild- und Buchdrucks nicht ganz verloren gegangen, Gutenberg aber, sowie seinen Genossen, bleibt unbestreitbar der Ruhm, die Idee des Typendrucks zielbewusst erfasst und dem geschriebenen Wort nutzbar gemacht zu haben.

Im christlichen Mittelalter war aber die Kunst des Zeugdrucks im übrigen, d. h. soweit er für Tapeten, Teppiche, Kleiderstoffe u. dergl. dient, nicht verloren gegangen. Es lassen sich sehr reiche Zeugdrucke, romanisch beziehentlich gotisch stilisiert und gemustert, zum teil mit Spruchbändern oder Namenserkklärungen, insofern also den Erinnerungstüchern nahe stehend, aus dem X. bis XV. Jahrhundert nachweisen. Forrer a. a. O., S. 18 sagt: „Wie weit man es damals im Zeugdruck gebracht und welche Sorgfalt man ihm damals angedeihen liess, beweist ein Prunkstück in meiner Sammlung, das, ein mächtiger Leinendruck mit altem Handkolorit, unter reichen gotischen Baldachinen Christus, Maria, St. Georg and andere Heilige darstellt; darum läuft eine gotische Inschrift und Laubwerk-Ornamentik. Das Ganze ist mit neun verschiedenen Modellen kunstreich aufgedruckt und von imposantem Effekt.“ — In den Rheinlanden, besonders Köln, blühte damals der Zeugdruck. — Aus diesen Drucken, die auch auf Papier, teils in Schwarz- und Buntdruck hergestellt waren, ist schliesslich, wie schon angedeutet, der Buchdruck hervorgegangen.

Da ich vom Schweisstuch der Heiligen Veronika am 23. Januar d. J. (S. 306) zu sprechen Gelegenheit nahm, so will ich noch nachträglich anführen, dass Dr. G. Müller: Der Klosterschatz von Andechs in Bayern (Antiquitäten-Zeitschrift, Strassburg, den 26. September 1893, S. 22) erzählt, wie noch heutigen Tages fromme Pilger geweihte Nachahmungen dieses Hochheiligen Erinnerungstuchs aus Rom zum Andenken mitbringen.

Eins der berühmtesten Erinnerungstücher ist der sogen. Bayeux-Teppich (la Tapisserie de Bayeux, the Bayeux Tapestry) aus der Kathedrale zu Bayeux, Departement Calvados, welcher in der dortigen Stadtbibliothek hinterlegt, i. J. 1871 beim Anrücken der Deutschen aufgerollt und in einem Cylinder aus Zinkblech versteckt wurde. Der Teppich stellt, wie Sie aus dem heut vorgelegten Werk von Jules Comte (ersehen wollen*), in steifen, aber charakteristischen Zeichnungen die

*) La Tapisserie de Bayeux. Reproduction d'après nature. En 79 Planches phototypographiques. Avec un Texte historique, descriptif et critique par Jules Comte. Paris 1878, und: The Bayeux-Tapestry reproduced in autotype-plates with historic notes by Frank Rede Fowke. London. Arundel Society, 1875. Dargestellt sind nicht weniger denn 623 Personen, 202 Pferde und Maultiere, 55 Hunde, 505 andere Tiere, 37 Baulichkeiten, 41 kleine und grosse Schiffe, 49 Bäume, im Ganzen 1512 verschiedene Gegenstände. Das weibliche Geschlecht kommt dabei sehr zu

Eroberung Englands durch Wilhelm den Eroberer bis zur Schlacht von Hastings, 14. Oktober 1066, vor in 72 Szenen mit zahlreichen Figuren und vielen Inschriften auf einem Leinwandplan von 0,46 m Höhe und 63 m Länge. Die gewaltige kunstvolle Arbeit in buntem Plattstich auf Leinwand, wird von einigen Forschern Wilhelm des Eroberers Gemahlin Mathilde, von andern der Mathilde, Tochter König Heinrich I. von England (ca. 1140) zugeschrieben. Nach dem Jahre 1150 dürfte dies interessanteste aller Erinnerungstücher schwerlich entstanden sein, über welches ich mich leider zur Zeit, wo ich vorzugsweise auf die gedruckten Erinnerungstücher, wenn auch nicht ganz ausschliesslich, eingehen, nicht weiter auslassen kann.

Auf die Torgau Tuchdruck-Model folgt heut Abend dem Alter nach ein Mainzer Kupferdruck auf schwerem weissem Seidenstoff. Er ist 56 cm breit, 43,5 cm hoch, im Kat. VI. des Märk. Museums unter No. 11712 inventarisiert. Dargestellt ist auf dem Seidentuch das Brustbild eines Mannes mit Schnurr- und Kinnbart und Allongeperücke. Das Brustbild ist von einem ovalen, mit Blättern eingefassten Rahmen umgeben, der auf einer Konsole ruht. Ueber und unter dem Rahmen befinden sich Spruchbänder mit folgenden Aufschriften: links oben „Religioni“, rechts oben „Patriae“, links unten „et imperio“, rechts unten „et populo“. Auf der Konsole in der Mitte ein Wappen (vermutlich das erzbischöflich-mainzische), zu beiden Seiten auf aufgerollten Bändern eine lateinische Widmung an den Erzbischof Johann Philipp von Mainz, den das Portrait wahrscheinlich darstellt. (Mit einem Bischofskreuz um den Hals ist es geschmückt.) Aus der Widmung, die unten die Jahreszahl „1667“ zeigt, ergibt sich, dass die Platte von N. Person herrührt. Auch steht auf dem untersten Teil der Konsole: Person exc. Moguntiae. Zu beiden Seiten des Portraits sind links und rechts vier Gruppen von Putten gelagert. Zwei links oben halten einen

kurz, indem es unter den eigentlichen Hauptfiguren nur einmal vertreten ist. Insbesondere vermissen wir die schöne Editha Schwanhals, Geliebte Haralds, die Bulwer in seinem Roman „Harald, der letzte Sachsenkönig“ so ausserordentlich feiert, schmerzlich. Nach meiner Auffassung, insbesondere der Drachenschiffe, der Kleidung, der Panzer und der Schriftzeichen auf den Legenden gehört die Arbeit noch in das 11. Jahrhundert. Die Genauigkeit der kriegerischen Darstellungen lässt mich der Vorstellung Raum geben, dass die Zeichnung von männlicher Hand auf Anregung des Bischofs Odo entworfen, aber von weiblicher Hand ausgeführt ist; letzteres schliesse ich, weil die Farben zum Oeffteren willkürlich und geföhrt sind. Die Königin Mathilde mag etwas mitgestickt haben; dass sie die riesenhafte Arbeit allein ausgeführt habe, halte ich für undenkbar. Vornehme Damen pflegen, wie wir alle wissen, bei dergleichen Gelegenheiten (Kirchentepichen etc.) ein Pröbchen zu sticken, das Uebrige müssen die Hofdamen und zum grösseren Teil Dienerinnen besorgen. Es ist wohl kaum nötig hinzuzufügen, dass dieses Kunstwerk kein Fuss-Teppich, sondern ein Wand-Teppich gewesen ist.

runden Schild, auf dem die Worte stehen: *Me nemo impune lacessat*. Links unten sind zwei geflügelte Putten. Der eine sitzende Knabe hält einen Schild, auf dem die Worte: „*His stet victoria signis*“ zu lesen sind. Unter den Knaben werden Trophäen: Panzer, Schwert, Posaune sichtbar. Die beiden Knaben rechts oben halten einen Schild, auf dem die Worte: „*Unica gloriator in pace*“ verzeichnet sind, links unten eine Putte, auf einem Säulenfuß, auf dem ein Zirkel liegt. Auf dem Schild, den er hält, die Worte: „*His in laborib. quiesco*“.

Es darf hierbei an die seidenen Erinnerungstücher erinnert werden, welche Daniel Chodowiecki im Jahre 1770 hergestellt hat und die ich im III. Jahrg. des Monatsblatts S. 306 erwähnt habe.

Der Chronologie nach würde ich nun folgende Notiz von M. Landau in der Nationalzeitung, Berlin, den 21. Juli 1895, anzuschliessen haben. „In der Sonntagsbeilage der Nationalzeitung vom 7. Juli findet sich eine Notiz über sogenannte Erinnerungstücher aus dem vorigen Jahrhundert. Ich kann zu deren Ergänzung über ein Erinnerungstuch aus dem 17. Jahrhundert berichten, das ich vor ungefähr 13 Jahren in Venedig gesehen habe. Das Tuch, von feiner slavischer Arbeit, war zur Erinnerung an die Eroberung von Ofen im Jahre 1686, an der auch brandenburgische Truppen unter General Schöning teilnahmen, angefertigt worden. Das Centrum des gewebten Bildes nimmt der Generalissimus der kaiserlichen Truppen, Herzog von Lothringen, ein, den ein über ihm schwebender Engel mit Lorbeer krönt; neben ihm stehen zwei Offiziere und zu seinen Füßen ein Page. Ein Adler hält in einer Klaue ein Schwert, in der andern eine Abbildung der Stadt Ofen; unter ihm befinden sich vier mit Ketten beladene Türken. Rechts vom Herzog befindet sich die Inschrift: „*Aquilae viribus in potestatem Imperatoris Buda redacta est*“. Kaiserliche und lothringische Wappen und Embleme nehmen den übrigen Raum des Bildes ein. Dieses Tischtuch befand sich seit langen Jahren im Besitze einer Familie in Bologna, gelangte dann in andern Besitz und wurde in Venedig zum Verkauf ausgestellt. Für das nicht gut erhaltene, wie ich glaube auch geflickte, Stück verlangte der Eigentümer, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, 1000 Lire.“

Der erwähnte Artikel „Erinnerungstücher“ in der Sonntags-Beilage vom 7. Juli 1895 von Fräulein Elisabeth Lemke herrührend, führt mehrere dgl. Tücher an, welche der Verfasserin in Danzig aufgestossen sind. Darunter wird Folgendes erwähnt: „Auch kam ich dort einem Tuche auf die Spur, das schon vor siebenzig Jahren bekannt gewesen sein muss, dessen aufgedruckte Verse aber noch heute von Dorfbewohnern beim Tanze gesungen werden. Dies Exemplar ist in einem andern, als dem allgemein giltigen Sinne ein „Erinnerungstuch“, indem es noch immer als Andenken an frohe Jugendzeit aufbewahrt wird. Es ward in der Familie unzählig oft auf den Tisch, um den die Kinder mit

den Eltern sassen, gebreitet, und Alle sangen dann die Verse, die sie indess längst auswendig konnten. Das baumwollene Tuch hat gelben Grund und ist mit braunen und roten Farben bedruckt; seine Länge beträgt 72 zu 82 Centimetern. Das Hauptbild zeigt „Herrn Schmidt“ in kurzen, roten Beinkleidern, langen, hellen Strümpfen und hellem Rock mit rotem Kragen; er hält eine Zipfelmütze in den Händen und sieht die auf ihn eindringende Männerschaar halb dumm, halb schlau an. Die Männer sind meist Studenten, mit Schnüren auf der Brust, langen Stiefeln und langen Pfeifen. Auch Soldaten sind vertreten. Um das Hauptbild ziehen sich im Kranze zwölf Medaillon-Bilder mit Darstellung der zwölf Töchter des Herrn Schmidt. Dazwischen ist überall gefälliges Ornament in Blumen, Blättern und Ranken. Zum Hauptbilde gehören die Verse: „Herr Schmidt, Herr Schmidt, Wir haben eine Bitt'; Auf Freiersfüßen kommen wir; man sagt: es sind viel Töchter hier. — Ja, ja! Ja, ja! Ich bin der Herr Papa. Ein Dutzend Mädchen hab ich nur, von jedem Jahrgang eine Spur.“ Das erste Medaillon-Bild zeigt die keineswegs junge Johanna, die mit dem Fächer in der Hand auf einem Sopha sitzt; dazu: „Herr Schmidt, Herr Schmidt, Was kriegt denn Hannechen mit? — Die kriegt ein Sopha lang und breit Für ihre grosse Sittsamkeit.“ Auf dem zweiten Bilde: Emma am Schreibpult, die Gänsefeder im Tintenfass; dazu „Den Schiller und den Walter Scott, Denn Verse macht sie wie ein Gott.“ In diesem Stile geht es fort, bis zum zwölften Bilde, das uns Ottilie zeigt, umgeben von zerbrochenen Möbeln und Gerätschaften, eine breite Schürze umgebunden und einen Stiefelknecht in der Hand; „Herr Schmidt, Herr Schmidt, Was kriegt Ottilchen mit? — Ottilchen ist das Kakelnest, Die kriegt den ganzen Überrest.“ Diese Verse haben eine eigene, sich immer wiederholende Melodie, sie stellen einen richtigen, mit Besonderheiten ausgerüsteten Tanz vor, der Jahrzehnte hindurch auch in den Kreisen Gebildeter beliebt war, während er jetzt nur noch auf Erntefesten und bei Hochzeitsfeiern im Dorfe getanzt wird. Auf den erwähnten rot-schwarz-weißen Taschentüchern oder Knüpftüchern unserer Dorfkinder befinden sich jetzt alle möglichen Tagesfragen in Bild und Versen erörtert. Ihre Billigkeit — für dreissig Pfennig erwirbt man sechs Stück — sichert ihnen eine weite Verbreitung.“

Hiernächst lege ich ein rotseidenes Sport-Taschentuch bedruckt mit der Darstellung eines Stalles (Stallknecht und drei Pferde) vor, etwa aus der Zeit von 1839/40, leider ohne Legende, vielleicht Berliner Fabrikat. (Kat. des MM.'s B. VI. 11853.)

Ferner ein Plan der Stadt Venedig Steindruck auf Leinwand bezeichnet „Pianta di Venezia diseg: ed inc. da Guiglielmo Seiffert“ [gezeichnet und graviert von Wilhelm Seiffert]; unten ist bemerkt „Prem. Lit. Kirchmayr“ [lithographischer Druck von Kirchmayr]. Kat. B. VII. 216 des Märk. Museums.

Sodann ein weisses Kattun-Tuch mit ziemlich grobem Schwarzdruck, bezeichnet: „Erinnerung an das 3. Deutsche Sängerbundes-Fest in Hamburg 1882“. Mit Darstellung der Festhalle. Kat. B. VI. 11856 des Märk. Museums.

Weisses Kattuntuch mit feinem Schwarzdruck die Nordische Kunst- und Industrie-Ausstellung zu Kopenhagen darstellend mit der Legende „Den Nordiske Industri-, Landbrugs- og Kunstudstilling. Kjöbenhavn 1888.“ Kat. B. VI 11855 des M. M.'s.

Endlich ein rotes ziemlich grobes baumwollenes Reklame-Taschentuch bedruckt mit der Firma L. H. Becker zu Sensburg in Ost-Preussen. Modern. Kat. B. VI. 11854 M. M.

Ich füge hieran noch zwei literarische Erwähnungen von Erinnerungstüchern. Der Musikschriftsteller Wilhelm Tappert hierselbst schreibt im Kleinen Journal am 2. September 1895 gelegentlich einer Besprechung des von Schneckenburger gedichteten von Wilhelm komponierten Liedes „Die Wacht am Rhein“: „Bereits 1870 fing ich an, Material zu sammeln, von Reservisten aus Thüringen hörte ich die Melodie zuerst. Bald befand sich auch ein Exemplar der ersten Ausgabe in meinen Händen. Als Kuriosität flatterte mir 1871 am Spittelmarkt ein Kattun-Taschentuch entgegen, bedruckt mit der vierstimmigen Wacht am Rhein. Natürlich wurde es schleunigst gekauft und säuberlich verwahrt.“*)

Ganz zufällig fand ich im Urwald des tropischen schwarzen Erdteils kürzlich eine Notiz über ein Berliner Erinnerungstuch. Hermann Wissmann in seinem berühmten Reisewerk „Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost“ 1880 bis 1883, 5. Aufl. Berlin 1889 S. 150 erzählt, dass er dem berühmten Häuptling Fumo Kassai-Moana zu Ndala Mumba zum Austausch gegen ein schön verziertes Messer ein kattunes Erinnerungstuch, das mit

*) In der „Brandenburgia“ geziemt es sich wohl ganz besonders hierbei daran zuerinnern, dass der Württemberger Max Schneckenburger das Gedicht i. J. 1840 als die Gelüste der Franzosen auf den deutschen Rhein einmal wieder akut wurden, in Burgdorf bei Bern schrieb und es im „Tuttlinger Gränzboten“ 1840 in No. 51 abdrucken liess, während Carl Wilhelm das Lied erst 14 Jahre später, nämlich am 10. Mai 1854 komponierte. Unserem Schlachtendenker Moltke wurde es in dieser Komposition vom Unteroffizier-Korps des Meiningenschen Kontingents mit Begleitung der Regimentsmusik bereits i. J. 1864 vorgesungen. Kaiser Wilhelm I. hörte die Wacht am Rhein allerdings schon 10 Jahre zuvor, i. J. 1854 in Elberfeld von den vier Brüdern Steinhaus im Lokal „Johannisberg“. Aber es bedurfte noch der elementaren teutonischen Volksbegeisterung des Jahres 1870 um das Gedicht mit seiner Komposition erst wirklich zu beleben und zu dem populärsten aller deutschen Nationalgesänge zu machen seit den Liedern, die in grauer Vorzeit den im Teutoburger Walde über römische Zwingherrschaft siegreichen Cherusker-Fürsten in ganz Germanien verherrlichten (Tacitus, Annalen, II. 88).

dem Entwurf des Reichstagsgebäudes bedruckt war, überreicht habe.

An diese dem Märkischen Museum gehörige neue Folge von Erinnerungstüchern reihe ich eine weitere Reihe von solchen, welche der mehrgenannte Schriftsteller Herr R. Forrer die Güte gehabt hat dem Institut zwecks Vorlegung in der Brandenburgia aus Strassburg zuzusenden und die im Nachstehenden noch kurz nach den Angaben des Herrn Museums-Assistenten Dr. Pniower erwähnt werden sollen.

Das Erinnerungstuch, das haben wir schon gesehen, dient allen Interessen. Hier fixiert es ein historisches Ereignis, dort verschafft es einer künstlerischen Darstellung durch mehr oder weniger treue Nachbildung weiteste Verbreitung, hier wieder redet es einer wichtigen Erfindung das Wort. So giebt es ein französisches Erinnerungstuch auf die i. J. 1782 gemachte Erfindung des Luftballons durch Montgolfier. Ich kenne es leider nur in der hiermit vorgelegten Forrerschen Abbildung: Man sieht einen schwebenden Ballon, in dessen Gondel zwei Fahnen schwingende Männer, wohl die Brüder Montgolfier, sitzen. Umgeben ist das Bild von einem Rahmen, der von einer viermal sich wiederholenden Ansicht des Louvre gebildet ist. In der Ecke vier Medaillen-Portraits: Ludwig XVI., Montgolfier und 2 Jünglinge, Charles und Robert.

Ein anderes, englischen Ursprungs, von dem meinerseits auch nur die Abbildung vorgelegt werden kann, giebt eine Reproduktion des bekannten Totentanzes nach dem berühmten englischen Maler Hogarth (1697—1764).

Ein drittes, durch Herrn Forrer dem Märkischen Museum (Kat. VI 11910) gestiftet, 64 cm. im Quadrat, von roter Baumwolle, giebt in Schwarzdruck das Strassburger Münster wieder. Darnach dürfte es Elsässer Fabrikat sein. Die Druckplatte mit der Ansicht des Münsters ist, wie man an den französischen Uniformen erkennt, aus der Zeit von vor d. J. 1870, das Tuch selbst mit der deutschen Unterschrift „Strassburger Münster“ dagegen wahrscheinlich aus der Zeit der deutschen Wiedereroberung nach 1870/71. Am liebsten aber begleitet das Erinnerungstuch historische Vorgänge. So ist denn auch die ereignisreiche Zeit im Beginn unseres Jahrhunderts in dieser Beziehung besonders produktiv gewesen. Unter den von Herrn Forrer gesendeten finden sich mehrere aus dieser kriegerischen Epoche.

Ein 68 cm. im Quadrat fassendes Tuch von feinem weissem Shirting. Nur der Rand ist in einer Breite von etwa 11 cm bedruckt. Die Mitte ist frei. In feiner Lithographie sind Kämpfe Napoleons in Russland i. J. 1812 dargestellt: Der Übergang der bayerischen Reiterei über die Dwina, Übergang über den Dnjepr am 26. August, die Schlacht bei Borodino an der Moskwa am 7. September desselben Jahres und eine

Episode daraus, die Eroberung einer Schanze. In den Ecken befinden sich 4 Medaillenportraits: Napoleon, sein Stiefsohn Eugène Beauharnais, Marschall Ney und Murat. Das Tuch ist schweizerischer Herkunft und unten signiert: Lith. de la Manufacture de Heim et Fils à St. Gall.

Durch das, was es darstellt, datiert es sich von selbst. Es muss vor die Moskauer Katastrophe fallen. An diese erinnert ein Tuch, auf dem der Brand von Moskau am 14. September dargestellt ist. Es ist englischen Ursprungs und von mir im 3. Bande des „Monatsblatt“ unserer Brandenburgia (S. 308) besprochen. Ebenso das folgende, dessen Hauptbild (Stage of Europe Dec. 1812) die Europäische Schaubühne im December 1812 zeigt. Auch dieses baumwollene Tuch ist auf S. 310 a. a. O. beschrieben.

Dagegen ist das folgende sehr kostbare seidene Tuch französischer Herkunft. Es zeigt ein Spottbild auf die Alliierten von 1813. Das 85 cm. im Quadrat fassende Tuch ist durchweg koloriert und mit Figuren vollständig übersät. Es hat weissen Grund, einen gelben, gefranzten Rand, der von dem Grund wieder durch einen blauen, mit Veilchen geschmückten Rand geschieden ist. Die Mitte nimmt ein Medaillonbild ein, auf dem eine Verherrlichung der französischen Armee, der „Grande-Armee“, dargestellt ist. Um einen Baum, dessen Stamm mit Waffen, Trophäen, Namen siegreicher Schlachten u. s. w. geschmückt ist, sehen wir Vertreter aller Waffengattungen malerisch und in bester militärischer Haltung gruppiert. In Haufen heraneilende Bürger bejubeln sie. Von diesem Mittelbild aus laufen strahlenförmig bis 13 cm. breite Streifen, auf deren Karikaturen des Heeres der Verbündeten abgebildet sind. Da sehen wir englische, österreichische, russische, bayrische, hessische, schlesische, pommersche und sonstige preussische Truppen in satirischen, recht drastischen Typen, alle auf dem Marsch begriffen. Besonders tritt bei den englischen und irischen Kontingenten die Satire hervor. Von diesem Tuche, das leider defekt ist, liegt zugleich eine Abbildung aus dem illustrierten Werke vor, welches Herr Forrer in sach- und fachkundiger Weise, wiederum glänzend illustriert, demnächst herausgeben wird.

Das nächste 62 cm. breit, 53 cm. hoch, baumwollen Tuch ist wieder englischer Herkunft. Es stellt in rötlichem Druck auf weiss die Schlacht bei Waterloo dar. Den ganzen Bortenraum oben bis zu einer Länge von 16 cm. nimmt das Gesamtbild der Schlacht ein, wozu eine Erläuterung in englischer Sprache gegeben ist. Mit Hilfe von Buchstaben und Zahlen ist die Stellung der einzelnen Truppenteile und der Heerführer angegeben. Unter diesem Hauptbild befindet sich ein Plan der Schlacht, zu dem gleichfalls eine in derselben Weise gehaltene Erklärung gegeben ist. Zu beiden Seiten dieses Planes sehen wir links den hölzernen Aussichtsturm, von dem aus der Prinz von Oranien,

rechts denjenigen, von dem aus Napoleon die Schlacht beobachtet. Unten ist das Dorf und die Kirche von Waterloo, weiter rechts das Handgemenge der Preussen und Franzosen um den im Wagen fliehenden Napoleon abgebildet, welches bekanntlich nur zur Erbeutung des kaiserlichen Fuhrwerks führte. Das folgende Stück ist ein Gedenktuch auf Napoleons I. Tod. Von roter Baumwolle, 69 cm. breit, 61 cm. lang, zeigt es in der Mitte Napoleons Grab auf St. Helena, in dessen Nähe, unter einem Baum ein trauernder Offizier sitzt. Im Hintergrunde sehen wir einen Wachtsoldaten. Beide Typen erinnern sonderbarer Weise mehr, der Offizier an einen Lützower freiwilligen Jäger, die Schildwach an einen preussischen Landwehrmann, als an englische Militärtypen. Dieses runde Bild ist von einem viereckigen Rahmen umgeben, der von 26 auf einem Kranze ruhenden Medaillons gebildet ist. Auf den Medaillons sind die wichtigsten Daten aus dem Leben Napoleons I. verzeichnet, ausser Geburt und Tod seine grössten Siege, seine Vermählung, Ernennung zum Kaiser u. s. w. Die Inschriften in deutscher Sprache.

Die nächsten Tücher führen uns in die Mitte des zu Ende laufenden Jahrhunderts und in dessen neueste Zeit. Ein Tuch darunter ist während des Krimkrieges angefertigt und bezieht sich auf ihn. Es fixiert die Situation im Jahre 1854 als die englische und französische Flotte in der Ostsee operierten und die russischen Häfen daselbst zu gewinnen suchten. Es ist von roter Baumwolle, 65 cm. im Quadrat gross und zeigt in der Mitte eine Abbildung von Kronstadt, ganz im Hintergrund Petersburg. Unter Anwendung von Ziffern sind die hervorragendsten Teile der Stadt und Festungswerke bezeichnet. Unter dieser Ansicht befindet sich eine Karte der Festung und des Hafens wiederum mit Erklärungen. Darüber sehen wir den französischen Adler mit dem englischen Löwen dargestellt. Zu den beiden Seiten der Hauptansicht erblicken wir links das Portrait des französischen Admirals Perseval-Deschènes, rechts das des englischen Napier. Aus diesem Umstand ergibt sich, dass wir mit der Datierung nicht unter das Jahr 1854 zu gehen haben, insofern dieser Feldherr im folgenden Jahre von Admiral Dundas im Kommando abgelöst wurde. Das Tuch ist französischen Ursprunges. Als Zeichner und Lithograph ist Buquet, als Fabrikanten sind Lamy Godard frères à Rouen angegeben.

Ein anderes Erinnerungstuch von roter Baumwolle, nicht in seiner ganzen Länge erhalten, zeigt einen türkischen General auf einem Schimmel, im Hintergrund türkische Soldaten, im Vordergrund sind Schanzwerke und dergl. Arbeiten angedeutet. Wen das Portrait darstellt, kann ich nicht angeben. Vielleicht Omer Pascha, den türkischen General im Krimkriege? Wahrscheinlich schweizerisches Fabrikat.

Ein ferneres ähnliches Tuch, nach Forrer Schweizer Fabrikat,

zeigt in einem Oval das Brustbild eines türkischen höheren ordengeschmückten Offiziers. Sicher bin ich auch in der Bestimmung dieses Bildnisses nicht. Doch scheint es mir das Portrait des Generals Mehemed Ali Pascha zu sein, der ein geborener Märker — Brandenburg war seine Vaterstadt — war und ehemals Karl Detroit hiess. Er zeichnete sich bekanntlich bei Plewna aus und war nach der Beendigung des Krieges Mitglied des in Berlin im Jahre 1878 abgehaltenen Congresses. Noch in demselben Jahr wurde er in Albanien von Aufrührern ermordet.

Dienten die bisher vorgelegten Erinnerungs-Tücher, soweit sie politischen Charakters waren, der Zeitgeschichte selbst, so zu sagen der reinen Historie, so giebt es auch welche, die gewissermassen die Hilfswissenschaften der Geschichte, die Wappenkunde und Heraldik vertreten. Hierzu gehört ein prächtiges Exemplar von feiner, gelber Seide, 90 cm breit, 80 cm lang. Es zeigt die Flaggen einer stattlichen Reihe von Staaten und Städten in ihrer ganzen Buntheit abgebildet. Darnach ist es wohl als Taschentuch für einen Seemann gedacht. Wir finden die Flaggen aus aller Herren Länder: chinesische und schwedische, preussische und amerikanische, Danzig neben Marokko, Mecklenburg neben Japan, die Flagge von Stettin neben der des Reiches Birma. Das Fabrikat dürfte englisch sein.

Ein anderes Tuch, wahrscheinlich schweizerischer Herkunft, 73 cm breit, 70 cm lang, von roter Baumwolle zeigt in der Mitte das Wappen der Schweiz (ein weisses Kreuz) umgeben von einem Eichkranz. An den Rändern sind die Einzelwappen von 22 Kantonen in gelber Grundfarbe aufgedruckt. Aus dieser Zahl der Kantone ergibt sich für die Datierung des Tuches ein terminus ad quem. Es muss vor das Jahr 1848 fallen, denn damals fiel Neuenburg als 23. Kanton zur Schweiz. Inzwischen sind es durch die Spaltung von Appenzell und Basel 25 Kantone geworden.

Das folgende Erinnerungstuch ist deutsches Fabrikat. Von roter Baumwolle 60 cm breit, 53 cm lang zeigt es von einem in den Farben des deutschen Reiches gehaltenen, von eisernen Kreuzen geschmückten Rahmen eingefasst eine Darstellung des neuen kleinkalibrigen Gewehrs von 1888. Dies ist in kleinste Teilchen zerlegt; jeder Teil mit Hilfe von Ziffern sorgfältig beschrieben und benannt. Für unsere Soldaten bestimmt, ist dies Stück eines schönes Beispiel für die erziehliche und lehrhafte Verwendung des Erinnerungstuches. Aber nicht bloss profanen, auch heiligen Zwecken dient das Erinnerungstuch.

So zeigt No. 16 ein 53 m breites, 76 cm langes Tuch von gelber Seide als bildliche Darstellung, wie der Franziskanermönch Bonaventura, der wegen seiner grossen Gelehrsamkeit zum sextus doctor ernannt ward und wegen seiner himmlischen Sanftmut den Beinamen

„seraphicus“ erhielt, auch heilig gesprochen wurde, auf dem Konzil zu Lyon predigt. Im Vordergrund des in einen Kirchenraum verlegten Schauplatzes sehen wir die Geistlichen auf Bänken, den Bischof auf einem erhöhten Sessel sitzen, im Hintergrunde unter Mönchen wie es scheint auch nicht geistliche Zuhörer. Zu beiden Seiten dieses Bildes sind lateinische Distichen gedruckt, die Bonaventura feiern. Unter dem Bilde sind mit dem Titel: *Haec Scotica Theologica adserta* achtzehn theologische Lehrsätze angefügt. Sie stammen vermutlich aus den Werken des Scholastikers Duns Scotus, des im Anfang des 14. Jahrhunderts wirkenden Scholastikers, Gegners des Heiligen Thomas von Aquino. Rokoko Ornamente des Rahmens, der den ganzen Druck umgiebt, die Kostüme der weltlichen Zuhörer Bonaventura's lehren, dass das Tuch dem vorigen Jahrhundert angehört. Der Stecher des Bildes heist Pauner. Hergestellt ist es, wie es scheint, in Spanien. Rechts unten ist es signiert: *Barcin. Ex Typogr. Haeredum Bartholomaei Mariae Angelae Giralt.*

Ein anderes Tuch von 1,2 m Länge, 86 cm Breite, baumwollen, zeigt auf Wolken thronend die Madonna in der Rechten das Jesuskind tragend, das in der Hand die mit dem Kreuz gekrönte Weltkugel hält, in der Linken ein Scepter haltend. Umgeben ist die Madonna von geflügelten Engeln und Engelsköpfchen.

Ein Erinnerungstuch von politisch-satirischem Charakter ist uns bereits zuvor begegnet. Aber auch die unpolitische Satire hat sich dieser Tücher bemächtigt. Ein hier vorliegendes geißelt eine Modethorheit und nimmt damit, wie es scheint, in dem Kampf gegen die Frauenemancipation Partei. Wir sehen, schwarz auf rot gedruckt, eine Frauensperson auf dem Dreirad sich fortbewegend. Wir sehen sie nur von der Seite. Das Satirische ist hauptsächlich in der Art des Kostümes ausgedrückt, das die mit Strümpfen bekleideten Unterschenkel bis zu den Knien sichtbar sein lässt. Von dem Tuch ist nur das das Bild enthaltende Stück erhalten. Nach der Technik scheint es Schweizer Fabrikat zu sein.

Eine Satire, aber harmloser Art, enthält auch das aus reiner Leinwand gefertigte Tuch, welches auf gelblich-weißem Grunde einen Rotdruck in prächtiger Ausführung zeigt. Wir sehen auf einem Platze eines Dorfes, zwischen Kirche und einem Wohngebäude, vermutlich dem Pfarrhaus, ein Ehepaar in einer auf den Schultern von acht Männern ruhenden Sänfte vorbeitragen. Musikanten gehn voran, eine freudig erregte Menge sieht dem Schauspiel zu. Dem Ehepaar vorausgetragen wird ein auf einer Stange befestigter Schinken. Unter der Darstellung der englische Titel: *The procession after claiming the Gammon of Bacon at the Monastery of great Dunnow in Essex.* Zwischen dem Bild und

einem ornamentirten Rand lesen wir englische gereimte Verse, die ins Deutsche übertragen folgendes aussagen:

Eidesformel.

„Ihr sollt nach der Vorschrift Eurer Konfession schwören, dass Ihr niemals in der Ehe irgend euch vergangen habt seit Ihr vermählt seid als Mann und Frau, Euch weder durch Zank und Streit im Hause noch sonstwie im Bett oder am Tisch in That oder Wort beleidigt habt, und dass Ihr, seit der Geistliche des Kirchspieles sein Amen sagte, nicht wünschtet wieder unverheiratet zu sein oder innerhalb Jahr und Tag in Gedanken es zu sein irgend bereutet, sondern dass Ihr einander treu bliebet und in denselben Wünschen, die Ihr hegtet, als Ihr Eure Hände über dem heiligen Buch vereinigtet. Wollt Ihr unter diesen Bedingungen furchtlos und ganz nach Eurem Belieben frei schwören, so sollt Ihr einen Schinken Bacons erhalten und ihn mit Freude, gut und gerne von hinnen tragen. Denn das ist unsere, in Dunnow wohlbekannte Sitte: Diese Sitte ist unser, Euer aber ist Bacons Schinken.“

Diese Worte lassen ungefähr ahnen, worauf die humoristische Darstellung zählt. Nähere Angaben vermag ich jedoch nicht zu geben. Dies englische Tuch gehört dem vorigen Jahrhundert an. Es ist gezeichnet W. Sherwin sculpt.

Satire und Scherz sind verwandt. Neben den satirischen giebt es auch scherzhafte Erinnerungstücher. Wir haben oben eins der Art kennen gelernt. Ein günstiger Zufall will es, dass die Forrersche Sendung ein Exemplar bietet und ich es Ihnen somit vorlegen kann. Es betrifft den berühmten Herrn Schmidt mit seinen zwölf heiratsfähigen Töchtern. Aus der Anspielung auf Sir Walter Scott, der 1832 starb, und aus der ganzen Technik geht hervor, dass dies höchst gemüthliche, echt deutsche Erinnerungstuch etwa den zwanziger, spätestens den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts angehört. Vgl. hierzu das S. 263 Gesagte.

Zum Schluss lege ich Ihnen drei Erinnerungstücher vor, die das Band der gemeinsamen Herkunft verbindet. Es sind aus dem Orient stammende Stücke.

Eins davon von grünem Shirting ist nur zum Teil erhalten. Die Mitte des Tuches nahm ein von allerlei Blumen und Sträussen gebildeter in die buntesten Strahlen auslaufender Stern ein. Ihn umgaben Zwerge mit Blumen; auf ihnen sitzt ein Hahn mit aufgespannten Flügeln. Den Rand des Tuches nehmen an einem Wasser gelegene Häuser ein von unverkennbar orientalischem, indischem Charakter. Das Meer ist von Booten belebt. Die Ecken des Tuches waren besonders bemalt. Die eine, die noch übrig ist, nimmt ein Dampfschiff ein, vor dem mehrere Boote sichtbar sind. Geschlossen wird die Ecke von einer Rosette, die auf gelbem Grund arabische Schriftzeichen zeigt. Solche Schriftzeichen

erblicken wir auch an bestimmten Stellen der Fronten der Häuser und Thore. Auch der grosse in der Mitte befindliche Stern zeigt ein rotes, von arabischen Schriftzeichen bedecktes Band, wie von dem Hahn Spruchbänder aufflattern, die auf blauem Grund Schriftzeichen tragen. Über ihre Bedeutung spricht sich Herr Maarbes, Dozent am hiesigen orientalischen Seminar, folgendermassen aus:

Unten links ist der Divan (Sitzungssaal), in der Mitte des Sultans Palast, rechts unten die „Hohe Pforte“ (nicht etwa die türkische Hohe Pforte, sondern ein Harem) angedeutet.

Oben links steht die Jahreszahl der Hedschra 1265 entsprechend unserem Jahr 1845. Dabei der schwer zu entziffernde Name des Ortes. Dann folgt in arabischer Sprache in der Mitte: Seiner Hochwürden Hadji Ali Azrir, Sohn des verstorbenen Hadji Scheich Ali Chawi. Ihm gewidmet von (folgt der Name).

Auf der Schleife stehen folgende drei Sprüche mit arabischen Schriftzeichen, aber in persischer Sprache (vielleicht aus dem Saadi oder Hafis):

kira behali nazer ber ğemali mejmunet

(Wer dein hübsches Antlitz anschauen wird, dessen Zustand . . . [hier bricht der Vers ab, man hat etwa zu ergänzen . . . „wird verzückt“]),

eger tü ber efeni der mejani schehr nikab

(Wenn Du jemals deine Verhüllung abgenommen haben würdest in Mitten einer Stadt,)

hezar mümin ii kafer der efkeni be ikab

(Dann würdest du Tausende von Christen und Muselmännern in Verwirrung gesetzt haben).

Das ganze, von höchster Buntheit belebte Tuch — doch herrschen ausser der grünen Grundfarbe rosa und blau vor — ist von einem viereckigen aus Blumen gebildeten Rahmen eingefasst. — Wahrscheinlich indische, aber für den persischen Markt bestimmte Ware.

Das zweite, von weissem Shirting, ist 70 cm im Quadrat. Die Bemalung zeigt in der Mitte eine von einem Schnörkel-Ornament umgebene Sonne. Dies wird viereckig umrahmt von Kuppelbauten, vor denen sich auf der Strasse ein Zug von Kameelen bewegt. Die Ecken des Rahmens ist von je einer Fontaine eingenommen. Diese Ansicht wiederholt sich viermal. Viermal wiederholt sich dann auch die den Rand bildende Bemalung. Wir sehen in symmetrischer Haltung in der Mitte auf Divanen sitzend je einen Türken, die Hand um den Stamm einer Palme geschlungen, auf dem Boden zu ihren Füßen je ein Tablette mit Gläsern und Flaschen. Zu beiden Seiten dieser beiden sehen wir je eine ähnliche Gestalt auf einem Divan sitzend, zu ihren Füßen einen kauernenden Löwen, einen dampfenden Theekessel und einen Korb mit Flaschen. Dieses Tuch zeigt keine solche Buntheit wie das vorige.

Vorherrschende Farbe ist rotbraun. Vielleicht englisches Fabrikat für den orientalischen Markt. 19. Jahrhundert.

Beim dritten, das ebenfalls von weissem Shirting 80 cm im Quadrat ist, ist die Bemalung darauf beschränkt, dass der mittlere Grund kleine rosafarbene Blumen zeigt. Mehr bemalt ist der Rand, der reichlich Bäume, Sträucher und Blumen aufweist. Auch hier ist rosa die vorherrschende Farbe. Anscheinend ost-indischen Ursprungs. 19. Jahrhundert.

Zum Schluss lege ich Ihnen den Rest eines Erinnerungsbandes vor. Es ist 5 cm breit und in einer Länge von 45 cm erhalten. Es ist von Baumwolle und zeigt als Bemalung abwechselnd von unten nach oben ein Kreuz, darüber einen Hahn mit einem zu einer Schleife geknüpften Band, hierüber Ranken. Der Grund der Bemalung ist braun, die Ornamente waren wohl in einer rötlich weissen Farbe ausgeführt, die jetzt verblasst ist. Das Stück gehört nach Herrn Forrer der Zeit der Befreiungskriege an.

Die Forrerschen Erinnerungstücher sind sämtlich bedruckte Tücher, während für uns, wie schon erwähnt, auch diejenigen Tücher, in welche die Bilder, Inschriften u. dgl. m. eingewirkt oder aus freier Hand eingestickt sind, nicht minder kulturhistorischen Wert haben.

Insbesondere die gedruckten Erinnerungstücher, weil in Folge des Druckverfahrens leicht herstellbar, werden noch immer von verschiedenen Kattunfabriken in Menge hergestellt, meist von der Grösse eines Schnupf-, Taschen-, Knüpf- oder Kopf-Tuchs, und erfreuen sich grosser Beliebtheit namentlich in der Bevölkerung der kleinen Städte und auf dem Lande, insbesondere auch bei unseren Soldaten und Dienstmädchen. Diese Erinnerungstücher lassen sich deshalb auch direkt in Vergleich stellen mit den Neu-Ruppiner Bilderbogen, über deren bedeutsamen erzieherischen und patriotischen Wert uns vor kurzem unser Ehrenmitglied Geheimrat Dr. Wilhelm Schwartz an dieser Stelle einen belehrenden Vortrag gehalten hat. Die Erinnerungstücher haben vor dem Erinnerungsbilderbogen aber den grossen Vorzug, dass sie viel haltbarer sind und praktisch — wie angegeben — auf mancherlei Art verwendet werden können.

Als „Führer“, „Lagepläne“ und in ähnlicher Weise lassen sich die Erinnerungstücher, die dauerhafter als Papierpläne sind, vortrefflich gebrauchen. Seitens der umsichtigen Leitung der Berliner Industrieausstellung im Jahre 1896 ist bereits dafür gesorgt, dass von dem Ausstellungsgelände in Treptow dergleichen gedruckte Erinnerungstücher (Übersichtspläne, Ansichten aus der Vogelschau u. s. w.) angefertigt werden.

Die geehrten Anwesenden aber bitte ich, die Sammlung namentlich älterer, der Heimatkunde speziell dienenden Erinnerungstücher jeder

Beschaffenheit fortzusetzen und solche dem Märkischen Provinzial-Museum gütigst zu überweisen.

Bei der sich hierauf entspinrenden Diskussion legte Fräulein Josephine Freytag ein Exemplar des zuerst im Monatsblatt III. S. 309 erwähnten, gegen Napoleon I. gerichteten Erinnerungstuchs und Herr Direktor Prof. Dr. Otto Reinhardt das a. a. O. S. 312 aufgeführte Erinnerungstuch an die Schlacht von Navarin vor, das im Mittelschild ein weisses Kreuz zeigt und französische Inschriften trägt. Herr Schulrat Dr. Carl Euler erwähnte gelegentlich der Beziehungen zwischen den Erinnerungstüchern und den Neu-Ruppiner Bilderbogen, wie sich der Kaiser Friedrich als Kronprinz, ihren hohen Wert für das Volk erkennend, für die letzteren interessiert habe.

4. Herr Dr. Otto Franz Gensichen als Gast anwesend, macht folgende Mitteilung unter dem Titel:

Der Vater der neuen Planeten-Entdeckungen.

Vor einer Gesellschaft, die sich die Pflege Brandenburgischer Heimatskunde zur Aufgabe gestellt hat, darf ich heute wohl an eine gerade jetzt vor fünfzig Jahren gemachte wissenschaftliche Entdeckung erinnern, welche für die Mark ein zweifaches Interesse hat: einmal, weil sie von einem geborenen Märker in der Mark selbst gemacht wurde, alsdann, weil eine märkische Zeitung zuerst und allein der Welt davon Kunde gab.

Die urberliner „Vossische Zeitung“ vom 13. Dezember 1845 enthielt als bescheidene „Privatmitteilung“ aus Driesen N. M. die Zuschrift eines bis dahin völlig unbekanntes „K. Hencke“, dass er am 8. Dezember einen bisher unbekanntes Stern 9. Grösse entdeckt habe. Unter Angabe der näheren astronomischen Bestimmungen folgte die Bitte, dass man den „Fremdling“ auf anderen Sternwarten verfolgen möge, und die „Vossische Zeitung“ vom 16. December 1845 brachte dann die Nachricht, dass die am 14. Dezember auf der Berliner Königlichen Sternwarte vorgenommene Beobachtung „sehr gut mit Herrn Hencke's Angaben übereinstimme, und dass der neue Stern keiner der vier bekannten kleinen Planeten, sondern wahrscheinlich ein neuer Planet sei.“

Allmählich richteten sich nun die Augen der ganzen gebildeten Welt auf das kleine neumärkische Städtchen und den bisher unbekanntes „K. Hencke“, welchem Alexander von Humboldt nachmals den Ehrennamen des „Vaters der neuen Planetenentdeckungen“ gegeben hat.

Aus kleinbürgerlicher, unbemittelter Familie am 8. April 1793 zu Driesen N.-M. geboren, hatte Karl Ludwig Hencke nur auf der damals höchst mangelhaften Driesener Bürgerschule seine Ausbildung genossen, war bereits vor beendetem vierzehntem Lebensjahre als „Lehrling“ bei dem dortigen Postamt eingetreten, hatte später in Woldenberg und Arns-

walde diese Laufbahn weiter verfolgt, als freiwilliger Jäger im York'schen Corps am 2. Mai 1813 bei Gross-Görschen mitgefochten, war aber bereits am 5. Mai 1813 wegen zwei erhaltener Wunden definitiv vom Militär entlassen und „da er sich durch Tapferkeit ausgezeichnet, bei seiner anderweitigen Anstellung bestens empfohlen“ worden. Er widmete sich auch ferner dem Postfach, liess sich aber bereits mit dem 1. September 1837 in seinem 45. Lebensjahre in Ruhestand versetzen.

Mit 225 Thalern jährlicher Pension nahm er als „Postsekretär a. D.“ seinen dauernden Wohnsitz in Driesen, von wo ihm erst im Sommer 1866 die Furcht vor der herrannahenden Cholera zu einer verheirateten Tochter nach Marienwerder trieb. Dort starb er am 21. September 1866 an einem Magenleiden, doch wurde seine Leiche nach Driesen zurückgebracht und auf dem dortigen Friedhofe bestattet.

Diesem mit dürftigster Schulbildung ausgerüsteten Autodidakten war es vergönnt, durch die Entdeckung der beiden Planeten „Asträa“ und „Hebe“ den vorher erwähnten Ehrennamen zu verdienen und unter diesem sich die Unsterblichkeit in den Annalen der Astronomie zu sichern.

Bis zum Jahre 1781 kannte man nur die schon den Alten bekannten fünf grossen Planeten Mercur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn, welche in ihrer hellstrahlenden Pracht auch dem unbewaffneten Auge deutlich sichtbar sind. Von der Sonne aus gerechnet und, nach moderner Anschauung, die Erde mit zu den Planeten gezählt, stellt sich deren Reihenfolge so dar: Mercur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, und die Gelehrten glaubten, die Abstände dieser sechs Planetenbahnen von einander liessen sich nach mathematischer Gesetzmässigkeit bestimmen. Die für letztere gefundene Formel passt auch in allem Uebrigen vortrefflich, nur nicht auf den übermässig weiten Abstand des Mars vom Jupiter. Diese befremdende Entfernung der beiden letztgenannten Planeten hatte schon Kepler 1596 in seinem „Mysterium cosmographicum“ dazu veranlasst, zwischen Mars und Jupiter einen noch unbekanntem Planeten anzunehmen; ihn aber wirklich zu entdecken, war jedoch weder Kepler, noch den folgenden zwei Jahrhunderten beschieden. Als nun vollends am 13. März 1781 Herschel den „Uranus“ entdeckte, welcher weit, weit jenseits der Jupiterbahn kreist, aber in einem Abstände, der sich ohne sonderlichen Zwang unter die damals geglaubte mathematische Gesetzmässigkeit bringen liess, da galt letztere erst recht für erwiesen, und das Rätsel, weshalb einzig der Abstand des Mars vom Jupiter sich dieser Formel nicht fügen wollte, musste gelöst werden —, war man doch überzeugt, dass die Natur keine Sprünge, sondern allmälige Uebergänge zu machen pflege.

Deshalb stellte Lalande 1796 auf einer Versammlung ausgezeichneter Astronomen zu Gotha den einzig praktischen Antrag: den Himmels-

raum unter sämtliche Beobachter systematisch derartig zu verteilen, dass Jeder einen bestimmten Bezirk anhaltend aufs Genaueste durchmustern sollte. Diese „Teilung der Arbeit“ erzielte binnen Kurzem überraschend glänzende Erfolge.

Das achtzehnte Jahrhundert, welches auf fast allen Gebieten in einer früher nie geahnten Weise bahnbrechend vorangegangen, hatte die Planetenkunde verflossener Jahrtausende nur um die eine Entdeckung des „Uranus“ bereichert, und dieser eine kreiste nicht einmal in der durchaus vermuteten Sphäre zwischen Mars und Jupiter! Das neunzehnte Jahrhundert führte sich bereits am 1. Januar 1801 mit der Entdeckung der „Ceres“ durch Piazzi in Palermo glänzend ein. Schon 1802 entdeckte Olbers in Bremen am 28. März die „Pallas“; am 1. September 1804 Harding in Lilienthal die „Juno“; am 29. März 1807 abermals Olbers in Bremen die „Vesta“.

Diese binnen sechs Jahren aufgefundenen vier Planeten kreisen wirklich in der von Kepler bezeichneten Sphäre: zwischen dem „Mars“ und dem „Jupiter“. Dann freilich verstrichen seit 1807 volle acht- unddreissig Jahre, ehe trotz eifrigster Nachforschung ein neuer Planet entdeckt wurde.

Jene vorher erwähnte Formel mathematischer Gesetzmässigkeit für die Abstände der einzelnen Planetenbahnen unter einander ist von der neueren Astronomie freilich als unhaltbar aufgegeben worden, aber der frühere Glaube an jene Formel hat doch den Entdeckungseifer mächtig angefaht. Und als dieser Eifer seit 1807 keine neuen Erfolge zu verzeichnen hatte, da regte Bessel in Königsberg die Ausführung genauer Sternkarten an, welche die ganze Äquatorialzone des Himmels in einer Breite von dreissig Graden und alle Sterne erster bis neunter Grösse umfassen sollte. Die Berliner Akademie der Wissenschaften übernahm die Verwirklichung dieses Planes und trat 1824 mit dem genauer detaillierten Prospekt hervor. An 24 Beobachter wurden die 24 verschiedenen Zonen verteilt, — fast schien es, als wolle man die irdische „Lappenjagd“ auch auf das himmlische Wild der Planeten übertragen!

Die aus solcher Veranlassung entstandenen Karten, welche alle früheren an Genauigkeit bei weitem übertrafen, gelangten auch in die Hände von Dilettanten, und die gleichzeitige Verbreitung guter Fernrohre that überdies der astronomischen Liebhaberei bedeutenden Vorschub. Diese war in Hencke bereits durch die Lektüre von Bode's „Anleitung zur Kenntnis des gestirnten Himmels“ frühzeitig geweckt worden, und schon 1822, also zwei Jahre vor Veröffentlichung jenes Prospektes der Berliner Akademie, kaufte er sich von Utzschneider und Frauenhofer in München ein treffliches Fernrohr, mit dem er, unterstützt durch sein ausserordentlich scharfes Auge und seine hervorragende Anlage zum

Zeichnen, selbstständig beobachtete. Aber erst seit er nach seiner Pensionierung im Herbst 1837 wieder nach Driesen übersiedelt war, konnte er sich mit voller Hingabe seiner Lieblingsneigung widmen.

Auf der Vorstadt Kietz, einem ehemals wendischen Fischerdorf mit noch zahlreichen Blockhäusern, bewohnte er ein eigenes Häuschen, das nur ein Erdgeschoss und ziemlich geräumigen Boden enthielt. Auf letzterem hatte er anfangs nur einen Tisch und einen Stuhl stehen. In dreimal grösserem Massstabe als die von der Berliner Akademie entworfenen Sternkarten zeichnete Hencke zu seinem eigenen Gebrauch sich die fraglichen Abteilungen der Sternkarten nach und verglich diese auf's Sorgfältigste mit der entsprechenden Sphäre des Fixsternhimmels. Da ihm eine eigentliche Sternwarte fehlte, hob er einige Dachziegel heraus, schraubte auf eine blossgelegte Latte eine frei bewegliche hölzerne Rinne, band auf letztere das Fernrohr fest und entdeckte mit diesen primitivsten Mitteln am 8. Dezember 1845 seinen ersten Planeten, den zu benennen er dem damaligen Direktor Encke von der Berliner Königlichen Sternwarte anheimstellte, welcher den himmlichen Findling auf den Namen „Asträa“ taufte.

Alexander von Humboldt erwirkte dem glücklichen Entdecker bereits im Januar 1846 „als Anerkennung seiner grossen astronomischen Verdienste“ die grosse goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft und wenige Tage später den roten Adlerorden vierter Klasse. Ausserdem verlieh ihm Friedrich Wilhelm IV. zu seiner kärglichen Pension von 225 Thalern noch ein lebenslängliches Jahresgehalt von 300 Thalern. Christian VIII. von Dänemark ehrte ihn durch die Medaille „ingenio et arti“, und die Pariser Akademie der Wissenschaften erkannte ihm den von Lalande gestifteten Preis von 635 Francs für das Jahr 1845 zu.

Das folgende Jahr brachte auf dem Gebiete der Astronomie dann freilich eine Leistung, wie diese Wissenschaft sie bisher noch nie zu verzeichnen hatte: Am 31. August 1846 veröffentlichte Urban Leverrier zu Paris die geniale Berechnung, durch welche er einen Planeten, ohne empirische Beobachtung des Himmels, einzig und allein durch mathematisches Calcul so genau in seiner Bahn fixiert hatte, dass er wirklich bereits am 23. September 1846 durch Dr. Galle von der Berliner Sternwarte an der von Leverrier berechneten Stelle aufgefunden wurde. Man taufte ihn auf den Namen „Neptun“, und diese Leverrier'sche Berechnung des „Neptun“ wird für alle Zeiten einer der stolzesten Triumphe der Astronomie bleiben.

Zu einer ähnlichen Grossthat mangelte Hencken die wissenschaftliche Vorbildung, aber seiner unermüdlichen Beobachtung war noch einmal ein Erfolg beschieden: mit den erwähnten einfachen Mitteln entdeckte er aus einer Bretterluke am östlichen Giebel seines Häuschens am 1. Juli 1847 einen neuen Planeten, welchem der grosse Mathematiker Gauss

in Göttingen den Namen „Hebe“ gab. Für diese neue Entdeckung erhielt Hencke von der philosophischen Fakultät der Universität Bonn das Diplom „Doktor der Philosophie und Magister der freien Künste“, von Friedrich Wilhelm IV. den roten Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife, von der astronomischen Gesellschaft in London das durch den jüngeren Herschel unterzeichnete Patent als Ehrenmitglied, und von der Pariser Akademie die durch Arago unterschriebene abermalige Zuerkennung des Lalande'schen Preises für 1847.

Die Entdeckung der „Hebe“ war Hencke's letzter Triumph, den er noch um 19 Jahre überlebte. Unermüdet setzte er bis an sein Ende die Beobachtung des Himmels und das Zeichnen der Sternkarten fort, beteiligte sich auch, infolge ehrender Aufforderung, an den von der Berliner Akademie herausgegebenen Sternkarten, von denen er die Hora 22 bearbeitete, aber eine neue Entdeckung glückte ihm nicht. Mit wissenschaftlichen Aufsätzen hervorzutreten, verbot ihm seine lückenhafte Ausbildung, und deshalb veröffentlichte er nur zeitweis durch Berliner Zeitungen seine empirischen Beobachtungen über merkwürdige Sonnenflecke, Sonnen- und Mondfinsternisse, Kometen und Sternschnuppenschwärme.

Dasselbe Jahr 1847, in welchem Hencke durch Entdeckung der „Hebe“ seinen letzten Triumph erzielte, wurde durch die unmittelbar darauf erfolgende Entdeckung der „Iris“ und „Flora“ durch Hind das an Planetenentdeckungen reichste Jahr, das die Welt bis dahin kannte. Jedes fernere Jahr brachte die Auffindung neuer Planeten, und in den neunzehn Jahren bis zu Hencke's Tode wurden deren allein 83 entdeckt! An diesen späteren Entdeckungen, welche jetzt auf über vierhundert angewachsen sind, hatte neben den Fachgelehrten auch mancher glückliche Dilettant seinen Hauptanteil, wie besonders der Maler Hermann Goldschmidt in Paris, welcher anfangs mit ähnlich primitiven Mitteln wie Hencke operierte.

Letzterem bleibt immerhin das Verdienst, den ihm von Humboldt beigelegten Titel des „Vaters der neuen Planetenentdeckungen“ dadurch verdient zu haben, dass er als der Erste wieder einen Planeten auffand, nachdem man 38 Jahre lang vergeblich nach einem solchen geforscht, und auch von ihm gilt das Wort Thomas Carlyle's: „Mensch, in Zeit eingekerkertes Symbol der Ewigkeit, nicht deine Werke, die alle sterblich, unendlich klein sind, und das grösste nicht grösser, als das geringste; sondern nur der Geist, in dem du wirktest, kann Wert oder Dauer haben.“

5. Herr Provinzial-Konservator Geh. Baurat Bluth berichtet über das Denkmal des Grossen Kurfürsten zu Rathenow.

Das Denkmal des grossen Kurfürsten zu Rathenow ist zur Erinnerung an die Heldenthaten desselben, namentlich an die Schlachten zu

Rathenow, Fehrbellin, Warschau und die Eroberung von Stralsund nach den darüber vorhandenen Nachrichten in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts auf Kosten der Kurmärkischen Stände errichtet worden. Die Ausführung und zwar in Sandstein wurde dem Bildhauer Glume, einem Schüler Schlüters übertragen.

Wie die Photographien erkennen lassen, erhebt sich auf einem dreistufigen Unterbau der untere mit vier gebrochenen Ecken versehene in Renaissance-Form reich gegliederte $9\frac{1}{2}$ Fuss hohe Sockel, an dessen 4 Ecken gefesselte Sklaven in Überlebensgrösse angebracht sind, während die 4 Seiten je mit einem Basrelief geschmückt sind, welche die Schlacht bei Fehrbellin, das Massacre bei Rathenow, die Bataille bei Warschau und die Eroberung der Festung Stralsund darstellen, wie dies aus den unmittelbar über den Reliefs angebrachten Inschriften zu entnehmen ist. In einem durch die bogenförmige Anlage des oberen Sockelgesimses gewonnenen lunettenartigen Felde befinden sich auf diese Heldenthaten bezügliche Inschriften.

Über diesem unteren erhebt sich ein oberer reicher ausgestatteter Sockel von 6' 4" Höhe, dessen Ecken ebenfalls gebrochen und dessen 4 Seiten nach aussen konvex ausgerundet sind. Auf einer Seite desselben befindet sich das mit Palmen und Lorbeerzweigen umgebene Brandenburgische Wappen mit dem Kurfürstenhut, in dem Schilde mit den Buchstaben C. F. W. welcher von dem Bande des englischen Hosenbandordens mit der Inschrift „Hony soit qui mal y pense“ umgeben wird. Die gegenüberliegende Seite zeigt das mit Lorbeerzweigen und Palmen umschlungene Brandenburgische Wappen ebenfalls mit dem Kurfürstenhute, darunter mit goldenen Buchstaben der Wahlspruch „Gott sei mit uns“. Die beiden anderen Seiten dieses Sockels sind mit Trophäen reich geschmückt. Auf dem oberen Sockel erhebt sich die auf einer Löwenhaut stehende 11 Fuss hohe Kolossalfigur des Kurfürsten in der Gewandung eines römischen Imperators. Insgesamt hat das Denkmal die stattliche Höhe von 29 Fuss. Bei der Ausbildung des unteren Sockels mit den vier gefesselten Sklaven ist der Einfluss seines Meisters Schlüter auf den Schüler Glume wohl zu erkennen, da auch der erstere dies Motiv bei dem Sockel für das Reiterstandbild des Kurfürsten auf der langen Brücke in Berlin angewendet hat. Man wird anerkennen müssen, dass das Denkmal in edler und vornehmer Auffassung entworfen, in schönen Verhältnissen und Details ausgeführt und von imponierender Wirkung ist. Die Kosten für die Errichtung des Denkmals haben nach einer Chronik von der Stadt Rathenow 22 000 Thaler in Anspruch genommen.

Das Denkmal hat im Lauf der Zeit mehrfach Reparaturen unterworfen werden müssen, weil der weiche und wenig wetterbeständige Sandstein, aus dem es hergestellt ist, dem Einflusse des Wetters nicht

zu widerstehen vermochte. Soweit es hat ermittelt werden können, erfolgte im Jahre 1796 auf Kosten der Kurmärkischen Landschaft, infolge einer Anregung der Königl. Kriegs- und Domänenkammer, eine Reparatur zugleich mit der Anbringung eines eisernen Gitters um das Denkmal. Eine bereits im Jahre 1816 sich als notwendig herausstellende Reparatur wurde — wohl aus Mangel an Mitteln — ausgesetzt und wurde erst im Jahre 1828 eingeleitet. Die dadurch herbeigeführten Kosten wurden durch freiwillige Beiträge der Kur-Neumark aufgebracht. Nach den vorhandenen Nachrichten scheint diese Wiederinstandsetzung, welche dem Bildhauer Gäde anvertraut war, erst im Jahre 1841 beendet worden zu sein. Sie erforderte rund 1050 Thl. Wiederum im Anfange der 70er Jahre stellte sich die Notwendigkeit einer Reparatur heraus, deren Kosten, nachdem die Versuche, solche aus Staatsfonds oder von der Krone zu erlangen, vergeblich gewesen waren, im Betrage von 840 Thl. 19 sgl. 9 Pfg. von dem damaligen Provinziallandtage aus dem Ständehausunterstützungsfonds hergegeben wurden. Die Ausführung wurde durch den Professor Lüerssen bewirkt, konnte aber wegen der sehr unzulänglichen Mittel nicht in ausreichender Weise ausgeführt werden, und musste daher auf das Allernotwendigste beschränkt werden. Im April 1893 machte der Magistrat zu Rathenow den Provinzial-Konservator darauf aufmerksam, dass sich wiederum sehr erhebliche Schäden an dem Denkmal bemerkbar machten, welche baldige Abhilfe erheischten, um den Bestand desselben nicht in Frage zu stellen. Eine in Gemeinschaft mit dem Professor Calandrelli vorgenommene Besichtigung ergab, dass die Flächen des Denkmals sowie die Gesimgliederungen, die Trophäen und die figürlichen Darstellungen, auch das Standbild selbst, wiederholt mit Ölfarbe überstrichen worden waren. Dieser Anstrich war schadhaft geworden, bekam Risse und in diese drang Feuchtigkeit ein, welche unter Einwirkung des Frostes nicht nur eine Ablösung der Ölfarbe, sondern auch Beschädigungen des Sandsteins selbst herbeiführte, der dann mürbe und an vielen Stellen staubförmig wurde. In den Gewandungen und den Trophäen fanden sich Vertiefungen vor, in welchen das Regenwasser stehen blieb und zur Zerstörung des ohnehin wenig widerstandsfähigen Sandsteins Veranlassung gab. Der Stufenunterbau und der Plattenbelag innerhalb des Gitters war versackt und die auf denselben fallenden Niederschläge konnten nicht abfließen.

Es kam nun zunächst darauf an, die Kosten zu ermitteln, welche die ordnungsmässige Wiederherstellung, die Beseitigung der Ölfarbe und der Verkittungen, sowie die Ersetzung der mürben und faulen Stellen des Sandsteins in Anspruch nehmen würde, und dann die Mittel aufzubringen, welche für diesen Zweck erforderlich sein würden; denn die Stadt Rathenow lehnte die Unterhaltungspflicht ab und auch ein anderer Verband, der hierzu verpflichtet gewesen wäre, war nicht bekannt. Mit

der Aufstellung eines Kostenanschlags wurde die Firma Wimmel & Co. betraut, welche vielfach derartige Restaurationen in anerkennenswerter Weise mit grosser Sorgfalt und Sachkenntnis ausgeführt hat. Diese ermittelte die Kosten, unter der Annahme, dass alle die vielen Fehlstellen und Verkittungen mit Cement und Gyps in dem Sandstein in sachgemässer Weise durch Vierungen ausgebessert, alle Fugen sorgfältig gedichtet, die Ölfarbe abgelautet bzw. abgeschliffen werden sollte und dass, soweit Metallbefestigung der Ersatzstücke notwendig werde, nur Kupferbronze und Messing verwendet werden dürfe, auf 5605 M.

Die Provinzial-Kommission für die Denkmalspflege, welche die Notwendigkeit der Restauration und den Wert des Denkmals in Beratung nahm, erkannte den letzteren sowohl in künstlerischer als in geschichtlicher Beziehung an. Leider war auch bei den ferneren Ermittlungen ein Unterhaltungspflichtiger, welcher die Kosten zu tragen gehabt hätte, nicht festzustellen. Die Stadt und die Krone hatten bereits bei einer früher nötig gewesenenen Restauration ihre Beteiligung abgelehnt und es erschien nicht angemessen, an diesen Stellen die Bewilligung von Beiträgen für ein Denkmal nachzusuchen, welches aus eigener Entschliessung der märkischen Stände und Bevölkerung errichtet worden war. Man war darüber in der Provinzial-Kommission ungeteilter Meinung, dass zu diesen Kosten diejenigen Körperschaften heranzuziehen seien, welche die Provinz in kommunaler Beziehung vertreten bzw. bei denen wegen des Aufstellungsortes ein besonderes Interesse an der Erhaltung des Denkmals voraussetzen war. Als solche Körperschaften wurden angesehen der Provinzial-Verband von Brandenburg, der Kommunal-Verband der Kurmark, derjenige der Altmark, der Kreis Westhavelland und die Stadt Rathenow. Der Kommunalverband der Kurmark und derjenige der Altmark lehnte zuerst einen Beitrag ab, der erstere, weil die Erhaltung von Denkmälern nicht in seinen Aufgaben liege, der letztere, weil er der Provinz Brandenburg nicht mehr angehöre. Dagegen bewilligte der Kreis Westhavelland sofort 500 M., die Stadt Rathenow 300 M., der Brandenburgische Provinzial-Ausschuss 1100 M. Es erschien aussichtslos, die Altmark nochmals um eine Bewilligung anzugehn, dagegen wurde ein Antrag dieserhalb bei dem Kommunal-landtage der Kurmark nochmals eingebracht, welcher alsdann im Januar dieses Jahres 2000 M. zur Verfügung stellte.

Nachdem alsdann auch der Brandenburgische Provinzial-Ausschuss sich bereit erklärt hatte, den nun noch fehlenden Betrag von etwa 1700 M. zu decken, konnte im letzten Frühjahr mit der Restauration begonnen werden, welche der sachkundigen Hand des Hofsteinmetzmeisters Rasche und der Leitung des Bildhauers Hofert übertragen und bis zum Sedanfeste zur Freude der Freunde des Denkmals und aller Kunstfreunde und besonders der nächstinteressierten Stadt Rathenow und

des Kreises Westhavelland in anzuerkennender Weise vollendet wurde. Den Körperschaften, welche in patriotischer und königstreuer Gesinnung die erforderlichen Mittel bewilligt haben, um dies künstlerisch und geschichtlich bedeutsame Denkmal zu erhalten und demselben seine alte Schönheit wiederzugeben, gebührt Dank! Hoffen wir, dass diese so sorgfältig sauber und sachgemäss ausgeführte Restauration dem schönen Denkmale eine lange Dauer gewähren möge und dass, wenn einmal wieder Erneuerungen notwendig werden, sich der alte patriotische Sinn der Brandenburger von Neuem bewähren und die Mittel aufzubringen wissen werde, welche alsdann zur Erhaltung des Denkmals erforderlich sein möchten.

6. Herr Divisions-Pfarrer Schild aus Torgau spricht hierauf über „Bilder aus dem Leben der preussischen Armee des vorigen Jahrhunderts. (Nach alten Militär-Kirchenbüchern und biographischen Aufzeichnungen Fridericianischer Feldprediger.)“

Der mit grossem Beifall aufgenommene längere Vortrag wird im Archiv der Gesellschaft erscheinen.

7. Nach der Sitzung fand eine zwanglose Zusammenkunft in den Räumen des Wirtshauses zum Kurfürsten statt.

Kleine Mitteilungen.

Zur Glockenkunde der Provinz Brandenburg. (2. Beitrag aus den Sammelkästen des Märk. Prov.-Museums.) In der 1890 neu erbauten Kirche zu Stolzenhagen sind die beiden Glocken der alten Kirche aufgehängt. Die grösste derselben von 1699 trägt die Inschrift: Johann Jacob Schulz goss mich — Berlin — Soli Deo Gloria. A. 1699. (Hier folgen die Namen der Orts- und Kirchen-Vorsteher).

Die zweite Glocke ohne Inschrift ist die kleinste von dreien, ähnelt jener Glocke in Mühlenbeck, welche einige Adels-Wappen und den St. Georg zeigt.

Die dritte mittlere Glocke ist von dem lebenden Collier-Zehlendorf.

Mitgeteilt durch Mitglied Grunow. Vgl. Jahrg. 2, S. 91. Vgl. dazu: Frh. v. Ledebur: Beitrag zur Glockenkunde der Mittelmark. Märk. Forschungen. V. 1857. Dasselbst S. 135 wird eine oftmalig in Berlin genannte Giesserfamilie Schulte, Schultz, Schultze, Schulz, Schulze erwähnt. Besonders viele Glocken goss der von Herrn Grunow erwähnte J. J. Schulz zwischen 1698 und 1716. Friedel.

Bücherschau.

Pfarrhaussegen. Dichtung von Otto Franz Gensichen. (Berlin 1896, bei Duncker). Was uns den unter diesem Titel veröffentlichten Liederkranz besonders näherückt, sind seine Beziehungen zur Neumark.*) Das Leben eines Pfarrers in einem der Dörfer am Rande des gesegneten Warthebruchs bei Landsberg wird geschildert. Die anmutige Tochter des Pfarrers Gerda, eine geschickte Malerin, wächst wie eine Lilie auf dem Felde heran. Der Dichter Dankmar Wolfram, der in Berlins wildem Getriebe den Boden zu verlieren scheint, kommt durch Zufall nach dieser Landeinsamkeit. Nach einigen Zwischenfällen entsteht eine Neigung zwischen den beiden jungen Leuten, die nach Hangen und Bangen schliesslich mit einer Heirat und mit der Übersiedelung des in reinerer physischer wie moralischer Luft gesunden Schriftstellers nach dem friedlichen Heim seiner jungen Frau am Warthebruch endigt. Dazwischen sind bewegte Episoden eingeschaltet, so der ergreifend geschilderte Kampf mit der Wassersnot zur Zeit des Eisganges. Wundervoll sind die Schilderungen dieser uns Berlinern leider so unbekanntem Gegenden der Neumark. Der Pfarrherr ist „Heimatkundiger“, was der aberweise Schulmeister an ihm tadelt, gerade das empfiehlt uns den Vater Gerda's:

„Freilich“, sprach da der Lehrer
 „'s ist ein vortrefflicher Mann.
 Ich bin auch sein Verehrer;
 Eines nur steht mir nicht an:
 Dass er nach Sagen und Liedern
 Ferner Jahrhunderte forschet,
 Dass er nach Urnen und Gliedern
 Gräbt, die im Acker zermorscht;
 Dass er Gespenstergeschichten
 Heidnischer Vorzeit erfragt,
 Dass ihm das Singen und Dichten
 Fahrender Leute behagt.

*) Auch das Geschichtliche der Familie Gensichen ist von heimatkundlichem Interesse. Dr. Otto Franz Gensichen, geb. am 4. Februar 1847 in Driesen N.-M. (Verf. von Lyrischen Dichtungen: Spielmannsweisen; Frauenlob; Jungbrunnen; Immortellen. Epische Dichtungen: Felicia; Pamina; Der Mönch von St. Bernhard. Dramatische Dichtungen: Die Märchentante, Frau Aspasia; Euphrosyne; Lydia; Michael Hey u. s. w. Novellen: Vier Erzählungen. Roman: Der Madonna! Humoreske: Triglaw-Bismark; Essay; Studienblätter), stammt aus einer bis 1490 nachweisbaren Familie. Die ersten Vorfahren waren Bürgermeister zu Müncheberg in Ober-Barnim. Seit 1588 haben die Gensichen sich ununterbrochen im evangelischen Pfarramt behauptet. Des Dichters älterer Bruder Rudolf ist zur Zeit Pfarrer in dem in der ersten Strophe des „Pfarrhaussegen“ genannten warthebrücker Dorf Dechsel

Sitzt er bei Quolke, dem Flösser,
 Der schon den Neunzigen nah,
 Oft nicht gespannt wie ein Stösser,
 Welcher auf Beute hofft, da?
 Geht er mit Wandrey, dem Schäfer,
 Oft nicht die Hügel entlang,
 Horchend und spähend, als träf' er
 Schätze auf solcherlei Gang?
 Forscht er die Weiber im Spittel
 Nicht wie ein Richter oft aus?
 Heiligt der Zweck doch die Mittel,
 Trägt er nur Schnurren nach Haus.

Was er erhört und erfahren,
 Bringt zu Papier er daheim,
 Um es als Schatz zu bewahren:
 Sage und Märchen und Reim.
 Urnen und Todtengebeine,
 Trümmer von Holz oder Erz,
 Scherben und Feuersteine
 Sammelt er allerwärts.

Mit so heidnischen Dingen
 Sollte ein gläubiger Christ
 Nicht die Stunden verbringen.“ —

Seinem Schwiegersohn in spe klagt der würdige Pfarrer, dass er leider mit der Verarbeitung der gesammelten literarischen Schätze nicht vorangehen wolle und er beschliesst daher:

„Dem märkischen Museum sei
 Der Schatz dereinst vermacht;
 Vielleicht wird dort er schlackenfrei
 Doch noch an's Licht gebracht.“

Da fühlt sich Dankmar der Dichter und Schriftsteller von der Sache angezogen, und bringt das von dem Pfarrer Aufgespeicherte in die richtige Gestalt für die Drucklegung.

Und wie in Volkes Poesie
 Und Volkes Wirklichkeit
 Er sich vertieft mit Energie,
 Da fühlt er wie so weit
 Geringer die „Probleme“ sind,
 Die der „Salon“ ihm bot!
 Er giebt sie alle preis dem Wind;
 Im neuen Morgenrot
 Erstrahlt ihm eine neue Kunst,
 Ihr will er jetzt sich weih'n.
 Fort mit der Stickluft schwülem Dunst!
 Bergbrise, weh' herein!

Er jauchzt, dass er sich endlich hier
 Nach langem Ringen fand:
 „Nun segne, Gott, mein Schaffen mir
 Für Volk und Vaterland“

Das rufen wir dem Dichter freudig mit dem Wunsche nach, dass die Herren Landgeistlichen dem Beispiele ihres von Franz Gensichen gefeierten Amtsbruders nacheifern möchten. Wie gering, gegen früher, ist die Zahl unserer evangelischen Geistlichen, die sich mit der Kunde ihrer Heimat beschäftigen!
 F. Friedel.

P. Graebener: Studien über die norddeutsche Haide. Versuch einer Formationsgliederung. Leipzig 1895. Es geschieht neuerdings nicht allzuoft, dass von den akademischen Gesetzen geforderte Dissertationen, jetzt im Gegensatz zu früher in deutscher Sprache zulässig, auch der Wissenschaft etwas darbieten, welches sich über das gewöhnliche Maass erhebt. Gegenwärtige kleine Schrift macht hiervon eine beachtenswerte Ausnahme. Die Darstellung der Haide, d. h. der waldlosen Striche unseres Vaterlandes, die Mangel an Bodenfeuchtigkeit auch nicht zum Wiesewachs gelangen lässt, geschieht hier in kurzen, kräftigen Zügen in einer Weise, welche an Anschaulichkeit kaum etwas zu wünschen übrig lässt. Der Leser erkennt leicht, dass dieselbe sich auf vielfache Anschauung lebendiger Natur, an den verschiedensten Orten Norddeutschlands gewonnen, gründe. Es darf daher wohl, im Interesse der Landeskunde, die Aufmerksamkeit des lesenden Publikums auf diese Dissertation hingelenkt werden, wenn auch eine derartige Bodenformation in unserer glücklicherweise wald- und wiesenreich gebliebenen Mark, zumal unter dem Einflusse gesteigerter Kultur, nur geringfügige Flächen für sich beansprucht.

Abgesehen von den formell sehr glücklich aufgefassten schematischen Gliederungen des Haidebegriffs und von den Theorien über deren Entstehung, wie denn ein bisschen Entwicklungsgeschichte jetzt nirgends fehlen darf, freuen wir uns über die reichliche Aufzählung der Haideflora, sei es aus der Zahl der Phanerogamen, sei es aus derjenigen der kaum minder schwer wiegenden Kryptogamen. Manche feine Beobachtung ist hierbei vom Autor eingestreut worden und kann dem Naturfreund Anlass zu weiterem Nachdenken geben.

Je mehr im Grossen und Ganzen jene Haide, lange Zeit Signatur ganzer Provinzen, vor dem Fleiss des Menschen zurückweichend, schwindet, ist es verdienstlich sich mit dem, was noch von ihr übrig, ernsthaft zu beschäftigen. Seine Befähigung hierzu hat der Verfasser ausgiebig erwiesen.
 C. Bolle.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
 Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei. Berlin. Bernburgerstrasse 14.